Wo sollen die Studenten schlafen?

Autor(en): **Moser, Hans**

Objekttyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **90 (1964)**

Heft 51

PDF erstellt am: **06.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

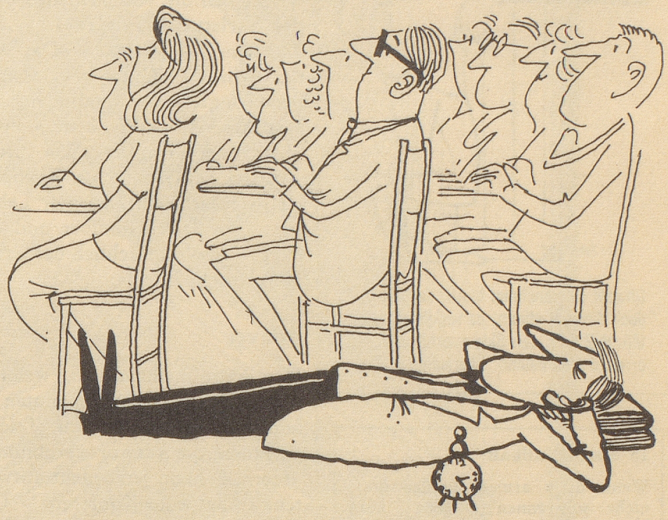
http://www.e-periodica.ch

Wo sollen die Studenten schlafen?

Zu den bedauernswertesten Geschöpfen in unserem Lande gehören die Studenten auf Zimmersuche. Hier einige Vorschläge, wie sie sich helfen könnten.

Hans Moser

Finanzkräftige Studenten mißachten die Polizeistunde; den Rest der Nacht können sie auf der Polizeiwache verbringen.



Schließlich besteht auch die Möglichkeit, während der Vorlesung zu schlafen. Um die Professoren nicht zu kränken, tue man es möglichst unauffällig!

Eine vaterländische Hoffnung

Von Georg Summermatter

Herr Professor Dr. Knäckli schreibt sich das Verdienst zu, ihn entdeckt zu haben, den Hans Huber, den man vor einiger Zeit noch in der Krummengasse hausen sah: junger Mann mit Allüren und Pferdezähnen, die Eindruck machten. Was er trieb, wurde nie eruiert, was er schrieb, genau fünf Gedichte, brachte Professor Dr. Knäckli in Ekstase. Er hielt einen Vortrag in der Stiftung Pro Filius und orakelte, hier habe es man mit einem trächtigen Talent von geradezu unheimlicher Gabe zu tun, eine Hoffnung von vaterländischem Ausmaß, leider sei Hans Huber in «tragischen Verhältnissen», es gelte ihm sofort mit einem größeren Betrag «unter die Arme» zu greifen – damit der Genius von Geldsorgen unbelastet ... das Höhere zu leisten vermöchte.

Hans Huber ging mit den dreitausend Fränkli ins Tessin, machte Bekanntschaften mit allerlei interessanten Weinsorten, dämmerte in Lauben dahin und brachte nach zwei Monaten eine Elegie von drei Schreibmaschinenseiten à dreißig Zeilen zustande, die seinen Wohltäter enthusiasmierte und ihn zu einem Telegramm bewegte, in dem mit beredten Worten weitere «schöpferische Stunden» gewünscht wurden. Ein dürftiges Bändchen, das mit Hilfe der Dr.-Weidli-Stiftung gedruckt wurde, dessen dunkler Inhalt nur Professor Knäckli und der eminente Kritiker Dr. Brodeur verstanden, trug dem Dichter einen weiteren Zuschuß ein, der ihm ermöglichte, stärker in die Geheimnisse des Weines einzudringen. Er hielt es jetzt nur noch mit dem Pommard und teuren Maconer-Sorten, verliebte sich am Quai in Lugano in eine Witwe mit Schlenkertasche, vermehrte sein Geld durch glückliches Spiel in einem Casino des nahen Italiens und wurde eine Weile heimlicher Mitteilhaber einer Bar. An dichterischer Produktion wollte sich nichts ergeben, trotz beschwörender Briefe des Professors Knäckli. Als dieser seinen Besuch ankündigte, empfing ihn Huber, schlechtrasiert und mit den Allüren eines Genialen, in einer Schreberlaube, worauf sein Gönner in seinem Notizbuch notierte: Ergreifend wie H. H. seiner Mission weiter obliegt, wie er arbeitet, wo immer nur ein Tischchen steht. Das Gedicht Entlaubter See, das allerdings nur aus drei Zeilen bestand, las er mir mit schallender Stimme vor. Es zwang mich in die Knie. Das Vaterland darf hoffen.

Mit dem großen Ermunterungspreis der Stiftung Klaus Wegmann fuhr H. H. nach Divonne in der Hoffnung, der Spielgott würde ihm weiterhin gnädig gesinnt sein. Leider war er es nicht, H. H. verlor alles und mußte per Autostopp an die Luganer Gestade zurück, wo die Witwe ihm treulos geworden war und die Bar Pleite gemacht hatte. Seinen Kummer schrieb er in dunkle Verse hinein, die Prof. Knäckli als hölderlinisch bezeichnete. Den Einwänden der Jury-Mitglieder – man wolle nun endlich einmal etwas von seinem Schützling sehen, trat er mit beschwörenden Gesten entgegen. H. H. habe begonnen. Was denn? Einen Roman von geradezu homerischem Ausmaß. Das Werk würde achtzehn Kapitel umfassen. Die ersten Zeilen des ersten Kapitels seien geschrieben und Dr. Brodeur von der großen Zeitung sei «hingerissen». Es gälte nun nur noch die nächsten Monate materiell sicherzustellen, worauf die Stiftung noch einmal zweitausend Steinchen flügge machte. Dann wartete man, wartete, denn H. H. verschwand. Tragisches Schicksal, notierte Professor Knäckli in seinem Notizbuch, die schwierige Gegenwart hat das Genie in die Einsamkeit gejagt. Wann wird es wieder erscheinen ...?

Es kam – o Wunder – aus einem obskuren Ort Südamerikas das halbe Kapitel mit der lakonischen Aufforderung an Knäckli, eine größere Summe loszueisen. Was besorgt wurde, sie ging mit der Bemerkung des Professors, das Vaterland würde «ungeduldig», nach Caracas del Sada. Dann kam nichts mehr, der Urwald wuchs und die Bärte der Jurymitglieder auch und nur Professor Knäckli wartet, wartet auf die große Ueberraschung ...

Feuer breitet sich nicht aus,
hast Du MINIMAX im Haus!